

Zusammengestellt von
Sylvia Wilz

Struktur, Konstruktion, Askription: Theoretische und empirische Perspektiven auf Geschlecht und Gesellschaft

**kultur- und
sozialwissenschaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhaltsverzeichnis

		Seite
SYLVIA MARLENE WILZ	Struktur, Konstruktion, Askription – Perspektiven der Analyse von Geschlecht	5
ELISABETH BECK-GERNSHEIM	Vom ‚Dasein für andere‘ zum Anspruch auf ein Stück ‚eigenes Leben‘: Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang (reprint)	15
KARIN JURCZYK	Geschlechterverhältnisse in Familie und Erwerb: widersprüchliche Modernisierungen	57
JULIANE ACHATZ	Die Integration von Frauen in Arbeitsmärkte und Organisationen	95
BRIGITTE AULENBACHER	Geschlecht als Strukturkategorie: Über den inneren Zusammenhang von moderner Gesellschaft und Geschlechterverhältnis	129
REGINE GILDEMEISTER	Soziale Konstruktion von Geschlecht: „Doing gender“	155
PAULA-IRENE VILLA	Post-Ismen: Geschlecht in Postmoderne und (De)Konstruktion	185
BETTINA HEINTZ	Ohne Ansehen der Person? De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung	213
VERONIKA TACKE	System, Netzwerk und Geschlecht: Über sekundäre Ordnungsbildung, schweigende Inklusionsverhältnisse und Partikularismus in der modernen Gesellschaft	233
GUDRUN-AXELI KNAPP	Achsen der Differenz – Aspekte und Perspektiven feministischer Grundlagenkritik	265
VERZEICHNIS DER AUTORINNEN		295

Sylvia Marlene Wilz

Struktur, Konstruktion, Askription – Perspektiven der Analyse von Geschlecht

Im Mittelpunkt dieses Studienbriefs steht die sehr grundsätzliche Frage nach der Bedeutung von Geschlecht in modernen Gesellschaften. Angesprochen ist damit zum Beispiel,

- ob die Tatsache, dass die Mitglieder einer Gesellschaft in Männer und Frauen eingeteilt werden, früher wie heute relevante Unterschiede und Ungleichheiten erzeugt,
- ob diese Tatsache in den Grundstrukturen der Gesellschaft verankert ist,
- ob diese Differenzierung hauptsächlich in alltäglichen Interaktionen bedeutsam ist und ob sie in Interaktionen sozial konstruiert wird
- oder ob sie ein zugeschriebenes Merkmal ist (vergleichbar bspw. dem Alter einer Person), das für die Inklusion von Personen in und das Funktionieren der Gesellschaft und ihrer Teilbereiche aber nicht systematisch relevant ist;
- ob sie immer und überall wichtig ist
- oder ob sie an Bedeutung verliert.

Der vorliegende Sammelband vereint Beiträge, in denen wichtige Befunde und Positionen aus der Frauen- und Geschlechterforschung und der Geschlechtersoziologie dargestellt und diskutiert werden. Diese Beiträge bearbeiten die skizzierten Fragen zum Teil empirisch, zum Teil theoretisch, und sie beantworten sie höchst unterschiedlich. Im Gegensatz zu dem differenzierten Bild, das dieser Studienbrief mit seiner breit angelegten Auswahl an Texten zeichnen will, bieten andere Autor/innen auch sehr ‚ein-deutige‘ Antworten:

„In der heutigen Gesellschaft“, so schreiben z.B. die Bestsellerautoren Alan und Barbara Paese, „will man mit aller Macht daran glauben, dass Frauen und Männer genau die gleichen Fähigkeiten, Talente und Potentiale haben, und das ironischerweise zu einem Zeitpunkt, da Wissenschaftler die ersten unwiderlegbaren Beweise dafür gefunden haben, dass genau das Gegenteil der Fall ist. (...) Frauen und Männer sind unterschiedlich. Nicht besser oder schlechter, sondern unterschiedlich. Außer, dass sie der gleichen Spezies angehören, gibt es keine nennenswerten Gemeinsamkeiten zwischen ihnen. Sie leben in unterschiedlichen Welten, haben andere Wertvorstellungen und gehorchen anderen Gesetzmäßigkeiten. Das wissen alle, aber nur sehr wenige – vor allem Männer – sind bereit, es auch zu akzeptieren.“ (Paese/Paese 2001: 20 ff.)

Vor allem Sozialwissenschaftler/innen, so möchte man korrigieren, werden kaum dazu bereit sein, solche Aussagen zu akzeptieren. Ab davon, dass

die Autoren den ‚unwiderlegbaren Beweis‘ schuldig bleiben,¹ und nicht nur, dass sie voraussetzen, was doch eigentlich erst untersucht werden soll (wir wissen, dass die Geschlechter unterschiedlich sind, also untersuchen wir, dass sie unterschiedlich sind), auch die Rigidität und Eindeutigkeit, mit der sie ihre Erkenntnisse vorbringen, fordern aus soziologischer Perspektive Einwände heraus. Immerhin hat der Befund, den Geschlechtern sei grundsätzlich so gut wie nichts gemeinsam, auf den ersten Blick eine gewisse Alltagstauglichkeit: So wird die Komplexität der Welt in Sachen Geschlechterfragen erheblich reduziert, weil soziale Phänomene radikal vereinfacht und zudem auf biologische, also nicht alltäglich aktiv beeinflussbare Vorgänge, zurückgeführt werden. Das kann, sowohl mit Blick auf eigenes Wissen als auch mit Blick auf individuelle Handlungsmöglichkeiten und -grenzen, durchaus beruhigende Wirkung entfalten (man hat es immer schon gewusst, dass Männer nicht gleichzeitig ihre Zähne putzen und dem Kind die Flasche geben können; man wird nie verstehen, was die Frauen eigentlich wollen; man kann es sowieso nicht ändern und sollte es auch nicht). Auf den zweiten Blick taugt der zitierte Befund für die alltägliche Praxis ebenso wenig wie für die Wissenschaft, denn eine so fest gerichtete Perspektive einzunehmen bedeutet, die ‚Suchkanäle‘ der Wahrnehmung maximal zu verengen: Wer allein nach Differenzen sucht, wird auch nur Differenzen finden.² Damit werden aber Erkenntnismöglichkeiten und Handlungsoptionen von vornherein eingeschränkt und sozialer Wandel kann weder erklärt noch initiiert werden.

Das Ziel dieses Studienbriefes ist dazu beizutragen, solche Eindimensionalitäten der Erkenntnis zu vermeiden. Zwar kann es auch in der wissenschaftlichen Forschung angemessen sein, eine einseitige oder zumindest enorm prononcierte Position einzunehmen – wenn diese Position überzeugt, wenn sie belegt werden kann und wenn sie die gestellten Fragen umfassend beantwortet. Im Fall der Frage nach der Entstehung und Wirkung von Geschlechterdifferenzen ist das aber schwierig. Bestsellerautoren oder Soziobiologen (die von ersteren als Gewährsleute herangezogen werden) haben, um den Vergleich noch einmal zuzuspitzen, ganz klar parat, dass und wie Männer und Frauen immer schon Unterschiedliche *sind*: Geschlechterdifferenzen werden als fraglos gegeben erachtet, weil sie zugleich als Basis und

¹ Bestseller wie der zitierte berufen sich nahezu ausschließlich auf nicht namentlich genannte „Wissenschaftler“. Ein Blick in verwandte, aktuelle Standardwerke der Hirnforschung (Davis 1999; Hirnforschung im 21. Jahrhundert 2004; Spitzer 2002) zeigt hingegen, dass diese die Frage nach geschlechtsspezifischen Differenzen in der Funktionsweise des Gehirns, in Lernprozessen u.a. überhaupt nicht umfassend thematisieren. Angesprochen werden z.B. das im Verhältnis zum männlichen kleinere Gehirn von Frauen (unter Betonung der geringen Relevanz dieser Tatsache) und kulturübergreifende Differenzen in der Partnerwahl. Darüber hinaus gibt es Hinweise auf vereinzelte Studien, die prinzipielle Geschlechterdifferenzen belegen. Deren Reichweite und Repräsentanz muss jedoch als sehr begrenzt angesehen werden.

² Zum Stellenwert und Verhältnis von Alltagswissen und Wissenschaft grundsätzlich: Berger/Luckmann (1997), mit ganz anderem Schwerpunkt, aber sehr instruktiv mit Blick auf die Einschränkungen des ‚Sehens‘: Ortmann (1984).

als Folge differenter genetischer, anatomischer, neuronaler und hormoneller Grundausrüstungen der Spezies Mensch gelten. Vom Ausgangspunkt der Verteilung von x- und y-Chromosomen an werden zwei und nur zwei Geschlechter unterschieden, deren körperliche Ausstattung sie zu grundsätzlich unterschiedlichen Gehirnleistungen, Wahrnehmungen, motorischen Fertigkeiten u.a. befähigt. Geschlechtsspezifisch differentes Verhalten und Handeln ist daher von vornherein eindeutig zugeordnet und direkt und (zunächst einmal) unveränderbar verknüpft mit somatischen Vorgängen – und nicht etwa ein im Prinzip variables Produkt von gesellschaftlichen Strukturen, von Lernprozessen und Zuschreibungen, Erwartungen und (Re)Präsentationen in der sozialen Interaktion.³ In der soziologischen Diskussion der Bedeutung von Geschlecht geht es aber (eben weil die Differenzierung nach Geschlecht als etwas sozial Gemachtes und daher auch grundsätzlich Variables und Veränderbares verstanden wird) darum, Differenz *und* Gleichheit wahrzunehmen und zu analysieren. Die Frage danach, welche Relevanz die Differenzierung nach Geschlecht wann und wo hat, soll und muss entsprechend zunächst nach allen Seiten offen gehalten werden. In ihrer Analyse sind drei Perspektiven besonders wichtig:

- a) die Frage nach der *Omnipräsenz und Omnirelevanz* von Geschlecht. Ist, so muss erst einmal geklärt werden, Geschlecht eine allgegenwärtige Kategorie (schließlich durchzieht es alle gesellschaftlichen Bereiche, gesellschaftlichen Strukturen, Institutionen, Interaktionen, Identitäten, Kognitionen, Emotionen)? Kann die Differenz zwischen den Geschlechtern überhaupt ‚nicht-gegenwärtig‘ werden in den Praxen und Deutungen von gesellschaftlichen Akteuren? Kann sie, so ist dann weiter zu fragen, möglicherweise zwar präsent, aber irrelevant sein, von anderen Kategorien überlagert werden, sich mit anderen (wie Alter, Status, ethnische Herkunft, Religionszugehörigkeit o.a.) überkreuzen? Und das ‚gleichberechtigt‘ oder immer hierarchisch geordnet?⁴
- b) die Frage nach *Gleichheit und Differenz*. An diesem Punkt kann man noch einmal an alltäglichen Erfahrungen und Alltagswissen ansetzen: Ein jeder und eine jede weiß um die Differenzen zwischen den Geschlechtern und kann sie sowohl ‚verdeckt‘, habituell, nicht-intentional ‚ausüben‘ als auch explizit, bewusst und intendiert ausführen. Ebenso weiß aber auch jede/r um die Bandbreite und um die Abweichungen von diesen Differenzen, um die Möglichkeit, anders zu sein und zu handeln als gewohnt oder erwartet. Entsprechend kann regelmäßig jede/r zu jedem denkbaren Beispiel eines ‚typisch männlichen‘ bzw. ‚typisch weiblichen‘ Sachverhalts auch ein Ge-

³ Vgl. hierzu bspw. zusammenfassend Villa (2000).

⁴ Mit dieser Perspektive haben sich vor allem konstruktivistische Ansätze befasst (‚doing‘ und ‚undoing gender‘, vgl. exemplarisch: Gildemeister/Wetterer 1992, Hirschauer 2001, West/Zimmerman 1987), aber auch die Debatte um die Klasse, Geschlecht und Ethnizität (exemplarisch: Gümen 1998) oder die neuere Diskussion um ‚intersectionality‘ (vgl. Knapp in diesem Band).

genbeispiel vorbringen (jede/r kennt eben doch auch ein bis zwei Männer, die zuhören können, oder eine Frau, die einparken kann). Empirisch kann ganz unschwer belegt werden, dass ‚typische‘ Differenzen auch ‚untypisch‘ auftreten und dass es Situationen gibt, in denen keine Unterschiede zwischen den Geschlechtern auszumachen oder in denen sie egal sind. Diese Spannung zwischen Differenz und Gleichheit zieht sich auch durch die theoretische Debatte (ob eher ein ‚Gleichheits-‘ oder eher ein ‚Differenzansatz‘ verfolgt wird) und durch die empirische Forschung; sie wird aktuell häufig als ‚Gleichzeitigkeit von Egalität und Differenz‘ thematisiert.

- c) die Frage nach den *Orten* und den *Formen* der (Re)Produktion von Geschlechterdifferenzen. Geschlechterdifferenzierung kann in soziologischer Perspektive verstanden und analysiert werden als Prozess der Interaktion, als diese rahmende und aus dieser folgende Institutionalisierung, sie kann als Element grundlegender gesellschaftlicher Strukturen aufgefasst werden, als Herrschaftsverhältnis, als Norm, als Bestandteil der subjektiven Identität.⁵ Die Frage, wo und wie Geschlechterdifferenzen bedeutsam (oder bedeutungslos) werden, wie sie hergestellt werden und wie sie in der Gesellschaft verankert sind, ist entsprechend ein dritter zentraler Fluchtpunkt der Analyse von Geschlecht und Gesellschaft – und das immer vor dem Ausgangspunkt: Per se gegeben sind Geschlechterdifferenzierungen *nicht*.

Forschungsperspektiven auf Geschlecht: die Beiträge

In der soziologischen Debatte wird die Frage nach der Bedeutung, der Entstehung und dem Wandel von Geschlechterdifferenzen in unterschiedlichen Strängen des Faches bearbeitet, z.B. in der Ungleichheitsforschung, der Sozialstrukturanalyse, der Familienforschung, der Frauen-, Männer- und Geschlechterforschung, in der Geschlechtersoziologie, der allgemeinen Theorie, der Arbeits-, Industrie- und Organisationssoziologie, der Biographieforschung – um nur einige zu nennen. Das bedeutet, dass Geschlecht als Untersuchungsgegenstand in unterschiedlichen theoretischen Perspektiven analysiert und auf unterschiedliche Begriffe gebracht wird, und es bedeutet natürlich auch, dass seine Analyse mit unterschiedlichen Forschungsinteressen, theoretischen Überzeugungen und politischen Haltungen verbunden ist. Innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung und der Geschlechtersoziologie hat die aktuelle Diskussion um den Stellenwert und den möglichen Bedeutungswandel von Geschlecht bereits zu verschiedenen, hoch informativen Be-

⁵ Knapp hat das in einem viel beachteten und häufig übernommenen Vorschlag die „Mühsal der Ebenen“ genannt (vgl. Knapp 1992). Ihr Modell umfasst die analytischen Ebenen des Herrschaftssystems, der symbolischen Ordnung, der Institutionen, der Interaktionen und der Sozialpsychologie des Geschlechterverhältnisses.

standsaufnahmen geführt.⁶ Der vorliegende Studienbrief ist ein weiterer Beitrag dazu. Hier wird zunächst die Bandbreite der empirischen Phänomene und des sozialen Wandels mit Blick auf Geschlecht an einem zentralen gesellschaftlichen Teilbereich – Erwerbsarbeit und Hausarbeit – ausgeführt;⁷ im Anschluss daran kommen verschiedene theoretische Positionen zu Wort. An alle Texte lassen sich die eben skizzierten Fragen richten: Hat in der Perspektive der Autorin (bzw. in dem von ihr vorgestellten theoretischen Rahmen) die ‚Kategorie Geschlecht‘ an Bedeutung verloren oder nicht? Wie wird die Spannung zwischen Omnipräsenz/-relevanz und Irrelevanz und zwischen Gleichheit und Differenz thematisiert und wie werden die Orte und Formen der (Re)Produktion von Geschlecht beschrieben? Die Beiträge starten mit einem Blick zurück.

Einer der Meilensteine der Diskussion um die Bedeutung von Geschlecht in der modernen Gesellschaft ist *Elisabeth Beck-Gernsheims* 1983 erschiener Aufsatz: „Vom ‚Dasein für andere‘ zum Anspruch auf ein Stück ‚eigenes Leben‘“. Im Mittelpunkt dieses Beitrags steht das zentrale modernisierungstheoretische Argument des gesellschaftlichen Strukturwandels, der mit einer zunehmenden Individualisierung aller Gesellschaftsmitglieder und einer Ent-Traditionalisierung der Geschlechterverhältnisse verbunden ist. Beck-Gernsheim stellt dem Vergleich der Lebenslagen von Männern und Frauen (in dem Frauen als ‚Nachzüglerinnen‘ der Entwicklung der Männer angesehen werden) den Vergleich unter Frauen an die Seite. Mit Blick auf den Wandel über mehrere Frauengenerationen macht sie deutlich, dass Frauen sich am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts in einem Zustand des „Nicht-mehr“ und „Noch-nicht“ befinden: In der Tat haben sich ihre Lebenslagen deutlich verändert und ihre Wahlmöglichkeiten zwischen verschiedenen Lebensformen so verbreitert, dass ihre Lebensorientierungen nicht mehr nahezu ausschließlich auf die Familie fokussiert sind. Der Prozess der Vervielfältigung von Lebenschancen für Frauen (verbunden mit erhöhten Bildungschancen, mit einer verstärkten Berufstätigkeit und einer Pluralisierung von privaten Lebensformen) verläuft jedoch keineswegs gradlinig und ungebrochen. An vielen Stellen entstehen Ambivalenzen, Widersprüchlichkeiten und neue Risiken und Ungleichheiten, die den ‚Individualisierungsschub‘ von Frauen sehr unterschiedlich zu dem der Männer ablaufen und immer wieder prekär werden lassen.

Zwei Beiträge setzen sich, mit einem zeitlichen Abstand von gut zwanzig Jahren, dann ebenso wie Beck-Gernsheim mit der empirischen Realität von

⁶ Z.B. Heintz (2001), Knapp (1998) und Knapp/Wetterer (2001). Wichtige Einführungen in bzw. Bestandsaufnahmen der Geschlechterforschung sind außerdem z.B. Becker/Kortendiek (2004), Becker-Schmidt/Knapp (1995), Gottschall (2000) oder Lorber (1999).

⁷ Andere Bereiche hätten sich, mit gleichem Recht, ebenso angeboten (z.B. die Perspektive auf Gewalt, Körperlichkeit, Rechtsverhältnisse o.a.) Der Schwerpunkt ‚Geschlecht und Arbeit‘ ist deshalb besonders geeignet, weil er sowohl empirisch breit untersucht ist als auch breit mit der Theoriebildung verknüpft ist. Beides ermöglicht vielfältige Möglichkeiten, Vergleiche und Verbindungslinien zu zwischen Theorie und Empirie und zwischen den verschiedenen theoretischen Ansätzen (mit Blick auf die Empirie) zu ziehen.

Arbeit, Familie und Geschlecht auseinander. Sie zeigen zum einen die ungebrochene Aktualität von Beck-Gernsheims Befunden und sie belegen zum anderen, dass der Prozess der Annäherung der Lebenslagen von Frauen und Männern zwar weiter voran geschritten ist, aber kaum an Ungleichzeitigen, Widersprüchlichkeiten und Paradoxien eingebüßt hat. *Karin Jurczyk* schließt mit ihrem Beitrag direkt an die modernisierungstheoretische Diskussion an und führt sie, vor allem in Begriffen der aktuellen arbeitssoziologischen Entstrukturierungs- und Entgrenzungsdiskussion, aus und weiter. Empirisch sind für Jurczyk, ebenso wie für Beck-Gernsheim, Veränderungen in der alltäglichen Lebensführung von zentraler Bedeutung. In dieser Hinsicht erörtert sie z.B. den Fortgang der Pluralisierung und Dynamisierung von Lebensformen, die hohe Bedeutung von Paarbeziehungen (bei gleichzeitig geringerer Stabilität) und den Stand der Dinge in Sachen geteilter Arbeit und Verantwortung in Familie und Haushalt. Mit Blick auf die Entwicklung im Bereich der Erwerbsarbeit weist Jurczyk vor allem auf die vielfältigen neuen Formen der Entgrenzung von Arbeit in räumlicher und zeitlicher Hinsicht und mit Blick auf Beschäftigungsverhältnisse und Berufsverläufe hin. Diese Entwicklungen betreffen beide Geschlechter, aber in sehr unterschiedlicher Weise, und sie schaffen – neben Annäherungen, aber auch Fortführungen der Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen – vor allem neue Ungleichheiten innerhalb der Gruppe der Frauen.

Juliane Achatz legt im Anschluss daran einen breiten Überblick vor über die Integration von Frauen in Arbeitsmärkte und Arbeitsorganisationen. Auch sie richtet den Blick zunächst zurück und vergleicht die Entwicklung der Frauenerwerbsarbeit seit den 1960/70er Jahren in der ehemaligen Bundesrepublik bzw. DDR und den alten und neuen Bundesländern. Sie skizziert die quantitative Integration von Frauen in die jeweiligen Arbeitsmärkte, die jeweiligen soziopolitischen Rahmungen und die Ausprägung der beruflichen Segregation. Im Anschluss daran diskutiert sie die hohe Bedeutung von Arbeitsorganisationen als „zentrale Schaltstellen“ der Einbindung von Männern und Frauen in den Erwerbsbereich. Achatz zieht sowohl struktur- als auch handlungstheoretisch orientierte Analysen der Bedeutung von Geschlecht in Organisationen heran um deutlich zu machen, wie über Segregationsmuster, die auf Normierungen und Stereotypisierungen von Geschlecht beruhen, einerseits immer wieder Differenzierungen und Ungleichstellungen zwischen den Geschlechtern hergestellt werden. Andererseits, so Achatz zusammenfassend, lässt sich mit gutem Grund aber auch davon sprechen, dass Geschlechterdifferenzen in Organisationen nicht durchgängig relevant gemacht werden. Im Ergebnis kommt sie damit zur gleichen Einschätzung wie Jurczyk: Ein eindeutiger Befund darüber, ob Geschlechtergrenzen durchgängig werden und Geschlechterdifferenzierungen an Bedeutung verlieren, lässt sich nicht erstellen: in Arbeitsmärkten und Organisationen sind sowohl Integrations- als auch Re-Segregationstendenzen nachweisbar.

Brigitte Aulenbachers Beitrag ist dann der erste in der Reihe der folgenden Beiträge, die einen theoretischen Standpunkt vertiefen. Sie erklärt, dass

und warum Geschlecht als ‚Strukturkategorie‘ zu verstehen ist. Damit stellt sie eine in der Frauenforschung wichtige Theorietradition vor, die an die Marx-sche Gesellschaftstheorie und/oder an die Kritische Theorie anknüpft. Zunächst zeigt Aulenbacher mit den Arbeiten von Ursula Beer, wie die „Wirt-schafts-“ und die „Bevölkerungsweise“ moderner kapitalistischer Gesellschaf-ten untrennbar miteinander verbunden sind. Die beiden gesellschaftlichen Sphären sind wechselseitig aufeinander bezogen und führen die Kategorie Geschlecht in ihrer Funktionsweise mit, weil das Arbeits- und Fortpflanzungs-vermögens von Männer und Frauen ungleich ‚genutzt‘ wird. Damit entsteht eine stabile geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, die zu Ungleichstellungen (zum Nachteil für Frauen) zwischen den Geschlechtern führt. Auch Regina Becker-Schmidts Theorem der „doppelten und widersprüchlichen Vergesell-schaftung“ von Frauen in die Sphären von Beruf und Familie fokussiert, wie Aulenbacher anschließend zeigt, diesen Punkt: Frauen sind ebenso wie Män-ner in beide gesellschaftlichen Sphären eingebunden. Da aber grundsätzlich ihnen die Arbeit in Haushalt und Familie zugeordnet wird, sind sie stärker mit der strukturell begründeten Widersprüchlichkeit der jeweiligen Anforderungen und Erwartungen konfrontiert. Geschlecht ist also Strukturkategorie, weil es im inneren Zusammenhang der Gesellschaft verankert ist; es ist inhärenter und essentieller Bestandteil der modernen kapitalistischen (und sozialistischen) Gesellschaftsform. Daher ist es als ein den Akteuren vorgängiges Struktur-prinzip der Gesellschaft anzusehen und nicht als ein erst und/oder nur in der Interaktion handelnder Akteure relevant werdendes Merkmal von Personen.

Regine Gildemeister beginnt ihren Beitrag augenzwinkernd mit „Doing gender ist die Antwort – aber was war die Frage?“ Sie führt damit einen zwei-ten zentralen Ansatz in der Geschlechterforschung ein, der ‚in Reinkultur‘ der strukturtheoretischen Perspektive ziemlich direkt entgegengesetzt ist: die Per-spektive der sozialen Konstruktion von Geschlecht. Gildemeister klärt die Ent-wicklungsschritte der Diskussion um das, was ‚soziale Konstruktion‘ im weite-ren und ‚soziale Konstruktion von Geschlecht‘ im engeren Sinne meint, sie erläutert verschiedene Strömungen und Traditionen interaktionstheoretischer Soziologie und geht verbreiteten Missverständnissen in der Rezeption dieser Perspektive nach. Die Leserinnen und Leser können dabei – über Erkenntnis-se aus der Transsexuellenforschung, der Arbeits- und Berufssoziologie und der Kinder- und Jugendlichenforschung – Schritt für Schritt nachvollziehen, dass konstruierte soziale Wirklichkeit ‚wirklich‘ ist. Geschlecht gilt in dieser Perspektive als prozesshafte Kategorie: es wird (erst und nur) in der Interakti-on zwischen Personen (re)produziert. Diese Sicht des ‚Doing gender‘ ergänzt Gildemeister mit einer institutionentheoretischen Perspektive: Das ‚Machen‘, das ‚handelnd erst Hervorbringen‘ von Geschlecht geschieht keineswegs be-liebig, sondern im Rahmen institutionell verfestigter gesellschaftlicher Arran-gements; soziale Strukturen „erhärten“ sich durch menschliches Handeln, und dieses Handeln ist wiederum in eine „objektivierte gesellschaftliche Wirklich-keit“ eingebunden. Die Bedeutung von Geschlecht ist also durchaus variabel

und sie ist kontextabhängig – das heißt aber nicht, dass Geschlecht ‚bloß konstruiert‘ (im Sinne von: ‚gar nicht echt‘ oder ‚sozial folgenlos‘) wäre.

Paula-Irene Villa bearbeitet dann eine Debatte, die vielleicht noch mehr Zündstoff in die Analyse der Bedeutung von Geschlecht gebracht hat als die traditionelle Auseinandersetzung zwischen struktur- und handlungstheoretischen bzw. sozialkonstruktivistischen Ansätzen. Sie diskutiert die Begriffe ‚Postmoderne‘, ‚Dekonstruktion‘ und ‚Poststrukturalismus‘ vor dem Hintergrund der feministischen Perspektivenentwicklungen (vor allem) der 1990er Jahre. Diese Begriffe werden, wie Villa belegt, vielfach und uneindeutig verwendet, und das nicht erst mit Blick auf die Kategorie Geschlecht. Villa arbeitet zunächst die Gemeinsamkeiten und die Unterschiede der verschiedenen Perspektiven heraus. Im Rahmen ihrer begrifflichen Klärungen beleuchtet sie dann anhand der Arbeiten von Judith Butler die zentrale Bedeutung von Diskursen und von Sprache als Ort und Modus der (Re)Produktion von Geschlecht. Villa zeigt dabei, dass Butler sowohl „diskurstheoretisch und damit eher poststrukturalistisch“ als auch „bedingt postmodern“, sowohl dekonstruktivistisch als auch in Teilen konstruktivistisch argumentiert. Die Konstitution von Geschlecht, von Subjekten und von Identitäten ist, so machen Villas Erörterungen deutlich, ganz und gar nichts ‚Natürliches‘ oder ‚Naturgegebenes‘. Geschlecht wird vielmehr diskursiv produziert – und durch hegemoniale Diskurse, performative Prozesse und die „zirkuläre Konstitutionslogik von sex, gender und Sexualität“ erzeugt und aufrechterhalten.

Ist unsere Gesellschaft heute, nach wie vor, durchgängig geschlechtlich differenziert? Oder ist die These der Geschlechterungleichheit überholt und in der modernen Gesellschaft nicht mehr haltbar? „Weder noch“, antwortet *Bettina Heintz*, die diese Fragen aus differenzierungstheoretischer Perspektive diskutiert, direkt zu Beginn ihres Beitrags, „bzw. beides“. Geschlechtliche Differenzierung und Ungleichheit zeigen sich heute in vielfältiger Gestalt und Intensität: In einigen Bereichen, wie z.B. der Bildung lässt sie sich nicht oder kaum mehr nachweisen, während bspw. Einkommensverhältnisse oder die Zuständigkeit für Hausarbeit nach wie vor ungleich verteilt sind. Inwiefern und warum dies so ist, dem geht Bettina Heintz in drei Schritten nach. Zunächst beschreibt sie im Rückbezug auf institutionentheoretische Ansätze, dass und wie Prozesse der De-Institutionalisierung von Geschlecht für moderne Gesellschaften kennzeichnend sind. Damit werden Differenzierungen nach Geschlecht zunehmend illegitim – und auf die Ebene der Interaktion verlagert: Geschlecht ist, so führt Heintz dann im Rückbezug auf Ridgeway aus, ein sichtbares Merkmal, das (unter Umständen auch gegen die Intentionen der Beteiligten) in der Interaktion von Personen nicht ignoriert werden kann und – nahezu zwingend – mit Stereotypisierungen verbunden ist. Diese gehen wiederum mit Statuszuweisungen einher, an denen (auch gegen ‚die Sachlage‘) festgehalten wird. Auf Geschlechterdifferenzierung beruhende Ungleichheiten können so auf der Interaktionsebene reproduziert werden. Am Beispiel der Wissenschaft zeigt Heintz abschließend die Verquickung von Institutionalisierung, De-Institutionalisierung und Interaktion: Sie skizziert, wie unterschiedlich

Geschlecht in unterschiedlichen Bereichen und Situationen zum Tragen kommt und belegt so die These von der ‚kontextuellen Kontingenz‘ der Geschlechterdifferenz.

Veronika Tacke diskutiert die Frage nach der Bedeutung von Geschlecht schließlich in einer systemtheoretischen Perspektive. Auch sie konstatiert, ähnlich wie Heintz, dass Geschlecht in modernen, funktional differenzierten Gesellschaften einerseits keine systematisch differenzierende Kategorie ist, weil partikulare Zugangsweisen in modernen Gesellschaften strukturell aufgehoben sind. Andererseits wirkt es empirisch aber sehr wohl differenzierend. Am Beispiel von Netzwerken in Organisationen führt sie aus, wie das theoretisch zusammengebracht werden kann: Die Ebene der Interaktion als hoch bedeutsam anzunehmen ist für Tacke plausibel, aber nicht ausreichend. Es ist, so argumentiert sie, vielmehr auch die Ebene der sekundären Strukturbildung (da Geschlecht auf der Ebene der primären Strukturbildung, der Herausbildung und Funktionsweise von gesellschaftlichen Teilsystemen und Organisationen keine Rolle spielt), die zur Aktualisierung von (Geschlechter)Differenzen genutzt werden kann: Netzwerke – und zwar unabhängig davon, ob es sich um Männer- oder Frauennetzwerke handelt – sind beispielsweise eine solche Form der Strukturbildung, die auf Partikularismus beruht und in der Geschlecht als soziale Adresse (mit den damit verbundenen je spezifischen Erwartungen und Stereotypisierungen) relevant werden kann. In Organisationen, so Tacke weiter, können personale Netzwerke stillschweigend oder offen genutzt werden. Mit diesem Beispiel zeigt sie, wie sekundäre Formen der gesellschaftlichen Struktur- und Ordnungsbildung Geschlechterdifferenzierungen fortschreiben können. Die Paradoxie, dass Geschlecht faktisch differenzierend Wirkung entfaltet, obwohl es gerade nicht in gesellschaftlichen Grundstrukturen verankert ist, kann auf diese Weise geklärt werden.

Die Reihe der Texte schließt ein Beitrag ab, der sowohl die Traditionen als auch die ganz aktuellen Debatten der Frauen- und Geschlechterforschung aufgreift. *Gudrun-Axeli Knapp* erörtert den Sachverhalt, dass auch innerhalb der feministischen Frauenforschung selbst (und nicht nur als Kritik ‚von außen‘) ein Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht diskutiert wird. Sie spricht von einem ‚Krisendiskurs‘, in dem vom „Überholt sein“ und der „Dezentrierung“ des Geschlechterbegriffs die Rede ist. Knapp rekonstruiert zunächst beispielhaft grundlegende Argumente von in dieser Debatte viel zitierten Autorinnen (Rosi Braidotti, Joan Scott, Judith Butler und Donna Haraway), und filtert zentrale – zutreffende und nicht zutreffende – Aspekte der Kritik heraus. Anschließend setzt sie sich mit einer ‚externen Kritik‘, der systemtheoretisch gestützten These der ‚De-Thematisierung von Geschlecht‘ (Pasero), auseinander. Zum Abschluss erläutert sie neue Entwicklungen der Theoriebildung: In der aktuellen Diskussion um ‚intersectionality‘ geht es darum, strukturierte soziale Ungleichheit und kulturelle Differenz zu erklären, indem Geschlecht und Sexualität, Klasse und Ethnizität übergreifend analysiert werden. Von einem Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht – und auch der femi-

nistischen Frauenforschung – kann, so Knapp resümierend, also nicht ohne Umschweife gesprochen werden, im Gegenteil.

Literatur

- Becker, Ruth, Beate Kortendiek (Hg.) (2004): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften
- Becker-Schmidt, Regina, Gudrun-Axeli Knapp (Hg.) (1995): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main: Campus Verl.
- Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas (1997): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. 5. Aufl., 41.-42. Tsd. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Davis, Joel (1999): Faszination Gehirn. Heidelberg: Umschau/Braus Verl.
- Gümen, Sedef (1998): Das Soziale des Geschlechts. Frauenforschung und die Kategorie ‚Ethnizität‘. In: Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften, 224, 1998, S. 187-202
- Heintz, Bettina (Hg.) (2001): Geschlechtersozioologie. Opladen: Westdeutscher Verl.
- Hirnforschung im 21. Jahrhundert. In: Gehirn & Geist 2004/6, S. 20-37
- Hirschauer, Stefan (2001): Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. In: Heintz, Bettina (Hg.) (2001), a.a.O., S. 208-235
- Knapp, Gudrun-Axeli (1992): Macht und Geschlecht. In: Knapp, Gudrun-Axeli, Angelika Wetterer (Hg.) (1992): TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theoriebildung. Freiburg i.Br.: Kore, S. 287-325
- Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.) (1998): Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne. Frankfurt am Main: Campus Verl.
- Knapp, Gudrun-Axeli, Angelika Wetterer (2001): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Münster: Verl. Westfälisches Dampfboot
- Lorber, Judith (1999): Gender-Paradoxien. Opladen: Leske + Budrich
- Ortmann, Günther (1984): Der zwingende Blick. Frankfurt am Main: Campus Verl.
- Paese, Allan, Barbara Paese (2001): Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken. 12. Aufl. München: Ullstein Taschenbuch-Verl.
- Spitzer, Manfred (2002): Lernen. Heidelberg: Spektrum Akad. Verl.
- Spitzer, Manfred (2004): Selbstbestimmen. Heidelberg: Spektrum Akad. Verl.
- Villa, Paula-Irene (2000): Sexy bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Opladen: Leske + Budrich
- West, Candace, Don H. Zimmerman (1987): Doing gender. In: Gender and Society, 1, 1987, 2, S. 125-151